

Arbeitslosen-Tragödie

rn. An E. Y. Meyers Fernsehspiel «Herabsetzung des Personalbestandes» nur ästhetische Kritik üben zu wollen, wäre nicht nur naiv oder gar feige; es hiesse in kritischer Distanz zu eben diesem Stück dem Autor arg Unrecht tun. Wohl aber ist formale Kritik auch angebracht, denn diese muss beurteilen, ob es dem Schriftsteller zumindest gelungen ist, sein Anliegen in stilgerechter Formulierung deutlich vorzubringen. Da ist denn gleich anzuerkennen, dass Meyers Arbeitslosen-Tragödie in der Bearbeitung und unter der Regie von Joseph Scheidegger auf dem Bildschirm aussergewöhnliche Dichte annimmt; die stimmungsvoll beleuchteten, durchfurchten, gequälten und verängstigten Gesichter der beiden Schauspieler Herbert Stass und Stephan Orlic rücken ihre eigene, und Meyers sprachliche, Ausdruckskraft im eigentlichen Sinne des Wortes ins rechte Licht.

Doch nun zum Inhalt. Der eine Meisterstelle ausfüllende Arbeiter Merz ist nach fast zwanzig Jahren treuer Arbeit kurz vor der Pensionierung mit zynisch anmutendem Dank für geleistete Dienste entlassen worden. Unterzeichnet hat dieses «Urteil», das für den verzweifelten Arbeiter und dessen Frau ein Todesurteil ist, der Personalchef, Konzmann mit Namen. Merz bedroht darauf in seiner Verzweiflung den Vorgesetzten mit einer Waffe und tauscht fiktiv — um eben diese trostlose Hoffnungslosigkeit auszudrücken — die Plätze: Er ist es nun, der Konzmann mit jenen achselzuckenden, oberflächlich tröstenden Argumenten entlässt, die jener ihm gegenüber zuerst vorgebracht hat. Doch die Wirklichkeit holt den Arbeiter, dessen tote Frau in der Küche liegt, bald wieder ein; er erschiesst sich in auswegloser Verzweiflung.

Ein Extremfall also, aus dem der Autor jedoch das Beispielhafte herauskristallisiert; ein Beispiel, das Meyer aber auch ebenso vorsichtig wie anzüglich einer möglichen Wirklichkeit entnommen hat: Es ist die ferne Konzernleitung in den Vereinigten Staaten, die in ihrem Tochterwerk diese «Herabsetzung des Personalbestandes» angeordnet hat und damit den Partnerschaftsgedanken für den Arbeiter in ungünstigem Sinne strapaziert. Das ist das eine. Denn die zweite Stossrichtung von Meyers Kritik zielt auf die Gegenseite: auf die mangelnde Solidarität unter den Arbeitnehmern, ist es doch eine betriebsinterne Intrige, die Merz eine Stellung kostet, an der er, gerade im Interesse der Firma, sich nicht scheute, Konflikte mit Mitarbeitern auszutragen.

Ein Extremfall also, der Anspruch auf Allgemeingültigkeit hat? Meyer will wohl beweisen, dass auch ein Mensch, der an das gegenwärtige System von menschlichem Zusammenleben und wirtschaftlicher Ordnung glaubt, dass auch einer, der sich als Teil dieses Systems fühlt, davon ausgeschlossen werden kann. Das heisst: seiner Würde beraubt und privater oder öffentlicher Wohlfahrt übergeben, die dann natürlich eben auch Teil des Systems wäre. In dieser tragischen Wendung nimmt das Stück aber trotz dem entlarvend eingesetzten, sich wiederholenden Brecht-Zitat «Denn wie man sich bettet, so liegt man» weniger lehrhaften denn sentimental Charakter

an: es erhebt Kritik an der Moral, die aus einem System geflossen ist. Oder um einmal nicht an Brecht, sondern an Gottfried Keller zu erinnern: Die Leute von Seldwyla sind böser und grausamer geworden, und so fürchten denn heutige Dichter des Bürgertums, dass das «Verlorene Lachen» vielleicht doch einmal nicht mehr wiederkäme. Das aber ist dann wohl die Kritik eines an der Ungerechtigkeit Leidenden, noch nicht ein Aufruf zur Systemveränderung. (DRS, 21. April)

«Tagesschau» —

Gelegenheit zur Selbstprüfung

lg. Der Zeitungsleser weiss heute, womit man es in der revolutionär-chaotischen Phase *Portugals* im letzten Jahr vorwiegend zu tun hatte: mit einem von *kommunistischen Zellen* gesteuerten, mit getarnten militärischen Exponenten und Strohmannern und den klassischen Methoden der Infiltration und Subversion unternommenen Versuch der Machtergreifung durch eine kleine Minderheit gegen den Willen der überwältigenden Mehrheit, mit «Unterseeboots»-Taktik also, die nun in vielen Einzelheiten einwandfrei belegt ist.

Als was aber ist diese bewegte Geschichte zum Beispiel dem Konsumenten der «Tagesschau» des Schweizerischen Fernsehens damals, das heisst bis vor einem halben Jahr, präsentiert worden? Weit überwiegend als etwas, was sie in keiner Weise war, nämlich als Massengengagement für «Sozialismus», als breit abgestützte Aktion «fortschrittlicher» Militärs, der eigentlich nur rückständige Reaktionen, «um ihre Privilegien besorgte Grundbesitzer» oder, da und dort, ein «aufgeputschter Mob» Widerstand leisteten. Das hat nicht nur mit der eingeborenen Schwäche des Mediums zu tun, das nur die spektakuläre Oberfläche der Ereignisse zeigt, Optisches über die Proportionen der Wirklichkeit hinaus aufbläht und Hintergründe nicht zugänglich zu machen vermag. Im Falle der «Tagesschau» war eindeutig sogenannt «fortschrittliches» Engagement und war darüber hinaus ebenso eindeutig Manipulation in diesem Sinne — durch Auswahl wie durch «informierenden» Kommentar — im Spiel. Rückblickend war das, was man allzu oft geboten erhielt, weniger Information als «Desinformation», die, wenn sie die Dinge nicht bewusst verfälschte, so doch oft einer verfälschenden Propaganda der zeitweiligen Machthaber aufsass.

Sicher wusste man im vergangenen Sommer nicht alles, was man heute weiss. Aber eine *distanzierte*, mit dem unerlässlichen Mindestmass an *Skepsis* ausgestattete *Berichterstattung* hätte Fehldeutungen vermeiden oder zumindest vermindern helfen können, mit denen die «Tagesschau» heute belastet und blamiert dasteht und mit denen sie ihren Kredit, das heisst ihre öffentliche Glaubwürdigkeit, ein weiteres Mal beeinträchtigt hat. Es wäre wohl keine schlechte Idee, wenn sie sich im Rückspiegel noch einmal «visionieren» und das, was sie dem Publikum seinerzeit vorgestellt oder vorgemacht hat, im Lichte der Realitäten überprüfen würde. Vielleicht würde sie dabei doch «klüger für ein andermal» — sofern es hier um eine Frage der Klugheit gehen sollte.